

Verlags-Vertrag... Druck und Verlagsort... Halle a. S.

Halle'sche Zeitung.

Anzeige-Gebühren... Halle a. S., den 17. April 1896.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition... Halle, Leipzigerstraße 67.

Halle a. S., Freitag 17. April 1896.

Verleger Bureau... Berlin SW, Fernburgerstraße 8

Deutsches Reich.

* Gestern vor fünfundsiebzig Jahren hat Kaiser Wilhelm I. die deutsche Reichsverfassung...

* Kaiser Wilhelm ist, wie bereits telegraphisch gemeldet wurde, gestern Vormittag...

* Nach neuer Bestimmung erfolgt die Verlegung des Königl. Postlagers...

* Fürst Bismarck über das Zusammengehen von Industrie und Landwirtschaft...

* Wir sind geneigt - heißt es da gewöhnlich - der Lage der Landwirtschaft Rechnung zu tragen...

* Dieser Antrag haben wir bereits zu wiederholten Malen Ausdruck gegeben...

* Wir wir hören, hat am Mittwoch Abend unter Vorsitz des Reichstagsabgeordneten Dr. Hammacher...

* Der Reichsanzeiger wendet dem am 12. April in Smyrna veröffentlichten Geh. Regierungsrath Dr. Humann...

* Der Reichsanzeiger schreibt: Einige Zeitungen haben die Mitteilung gebracht...

* Mehrere Londoner Blätter behaupten, nicht ohne Misvergnügen habe zu vernehmen...

* Die „Alldeutschen Blätter“ theilen eine Reihe von Briefstücken aus Brasilien mit...

* Die von uns gestern mitgetheilte, sofort mit einem Fragezeichen versehene Nachricht eines Berliner Verlegerlagers...

* Man hat lange nichts von Boykotts gehört. Es scheint, als ob gewisse Verführer der Arbeiter...

* Aus Schwere über diese mit Genugthuung zu begrüßende Energie verläßt den „Vorwärts“...

* Wenn etwas geeignet ist, den Boykott der Firma Mohr, welche hauptsächlich auf Arbeiterschaft angewiesen ist...

und eine verstärkte Mahnung an die „Arbeiterschaft“, die von derselben wohl verstanden werden wird...

* Aus unseren Kolonien. Eine Briefliche des Bräutigams Gerichts von der Freipredigt...

Parlamentarisches.

In der Druckfrage finden zwischen den Parteien des Reichstags Verhandlungen statt...

Der von den Abgeordneten Brüll und Freyherren von Schlabach und Reichlich im Abgeordnetenhaus eingeleitete...

Der Antrag ist von der gestellten freikonfessionellen Fraction unterstützt.

Deutscher Reichstag.

Mit der zweiten Beratung des Gegenwurfs über die Bestimmung des unlauteren Wettbewerbs...

§ 1, der eine prinzipielle Milderung in der Kommission erfahren hat, richtet sich gegen die schwindelhafte Reklame...



Die Anadolische Juno.

13) Roman von Hans Wachenhufen.

„Ich fühle es heute, ich bin ein unglückliches Weib geworden.“ sprach sie vor sich hin. „Gott verhüte, daß mir das Schlimmste beschieden!“ Morgen werden sie Alle erzählen von der Demüthigung, die ich mir in meiner Schwäche bereitet . . . Ich habe kein Herz nicht mehr . . .“

Lea war unbemerkt zu der Einsamen getreten, als das Geräusch im Korridor verhallte und die Wagen draußen über den Kies des Gartens auf das harte Steinpflaster rollten.

Sie legte den Arm um ihren Nacken und bat sie schmeichelnd, die Ruhe zu suchen; Herr von Dorog lasse ihr sagen, er begleite einige der Herren noch, sie möge nicht auf ihn warten.

Emmy ermannte sich, schüttelte den Kopf mit einer Miene des Unmuths, fuhr mit dem Taschentuche über die Stirn, preßte die Lippen zusammen, warf einen trostlosen Blick auf den jetzt im Vichterglanz sie so angäbnenden Raum umher, richtete sich auf und, sich in ihrem schwer verletzten Stolz gegen Alles wappnend, verließ sie aufrecht mit festen Schritten den Salon . . .“

In ihrem Schlafgemach, in welchem Alles von der grenzenlosen Freigebigkeit zeugte, mit welcher eine Mutter ihr theures Kind ausgestattet und dem Gatten übergeben, in diesem verschwenderisch ausgestatteten Raum brachen ihre Knie auf einem weichen Labouret zusammen. Das Antlitz verhüllend, senkte sie dasselbe auf den Divan, und so lag sie lange, nur durch das krampfhaftes Zucken ihres Herzens verrathend, daß sie sich namenlos unglücklich fühlte.

Sie errieth ja mehr, als sie sich den Angehörigen gegenüber die Miene gegeben, um sich nicht auch selbst zu demüthigen. Schon auf ihrer letzten Babereise hatte sie einsehen müssen, daß Stefans scheinbar immer gleich aufmerksames, liebevolles Benehmen gegen sie nichts mehr sei als eine Maske, daß er, der sich vor ihr und der Welt als der zärtlichste Gatte zeigte, nur durch gesteigerte Extravaganz in seiner Lebensweise, seinen Ausgaben, den Mangel an moralischem Gleichgewicht zu verbergen suchte, daß sein Wesen zuweilen ein fieberhaft erregtes, daß er nach äußerlichen Sensationen haschte, die er dann doch nicht so schnell wieder auszugleichen vermochte.

Mrs. Lea war es gewesen, die, als sie sich in Baden-Baden so freundschaftlich angegeschlossen, ihr Manches zu tragen geholfen, ihr Unterhaltung bereitet, wenn sie sich von den geräuschvollen Zerstreungen zurückgezogen, die Stefan mit solcher Hast suchte, die sie beruhigte, wenn sie sich in ihrem Rechte als Gattin von ihm verlegt fühlte.

Seit sie aber zurückgekehrt, wars ihr Bemühen gewesen, unbemerkt mit derselben Unbefangenheit, die er ihr zeigte, auf Alles zu lauschen, Alles zu beobachten, und die nächste Folge davon war, daß sie ihrerseits ohne sein Wissen und Wollen die Beziehungen mit der großen, ausgebreiteten Bekanntschaft allmählich zu lösen und sich auf einen kleinen Kreis zu beschränken suchte, zu welchem sich auch Lea wieder eingefunden. Sie betrachtete es als das Recht der Hausfrau, wenigstens ihrerseits eine so ausschweifende Lebensweise einzuschränken, als ihr gewisse zweifelloste Symptome bekräftigten, daß ihr Gatte über eine Kräfte hinauslebe. Aber ohne damals in dieser Richtung schon eine wirkliche Gefahr zu ahnen, sah sie sich in diesem Bemühen doch beschämt vor der Mutter, sie selbst hatte sich ja wohlgeföhlt in dieser Verschwendung. Sie rechtfertigte sich also vor ihr dadurch, daß diese Unruhe sie aufreibe, suchte dann sogar jede Rechtfertigung zu vermeiden und fürchtete jetzt schließlich, als sie ihr eheliches Glück täglich mehr schwinden gesehen, als sie in des Gatten ganzem Verhalten ihr gegenüber nur noch

Maske und Täuschung erkennen mußte, der Mutter die Wahrheit zu bekennen, als sie an jenem Abend ihre Zuflucht zu ihr genommen.

Die Mutter war ja so schwach gegen diesen Mann und in ihr selbst führte ja die Liebe bald keine Anklage, bald keine Vertheidigung; sie sträubte sich, ihrem Glück zu entsagen, abzuschließen mit ihrem Lebenswohl; denn daß dieses von ihr scheide, sobald sie ihn und durch eigenes Zuthun ganz verliere, stand ihr klar vor Augen. Retten wollte sie also, so lange sie konnte. Mrs. Lea, der sie, unvorsichtig genug, schon nach ihrem ersten Bekanntwerden mit ihr, als diese sich mit so viel Sympathie ihr in Baden-Baden angegeschlossen, einen Blick in ihr besorgtes Herz gewährt, Mrs. Lea, die seitdem auch wohl noch seine Partei genommen, durfte nicht mehr so für ihn sprechen, sie wollte klar sehen in Allem, aber sie wollte, so nahm sie sich täglich vor, sich nicht unglücklicher fühlen, als sie berechtigt.

Heute nun war das Maß übertoll, diese Demüthigung vor der Gesellschaft, die sie mit Ueberanstrengung ertragen, war durch nichts wieder gut zu machen.

Sie mit ihrem zarten, feinen Instinkt, hatte zwar bereitwillig auch auf sich den natürlichen Zauber dieses so schönen Weibes wirken lassen, ihr die Bewunderung gezollt, die ihr die Anderen zumachen, aber auch die Gefahr erlarmt, die nicht nur diese Schönheit, sondern das Wesen, die ihr bedrohlich erscheinenden Absichten dieses Weibes über sie brachte. Sie, die schon im mütterlichen Hause gewohnt gewesen, nur die Elite der Gesellschaft um sich zu sehen, hatte diese Fremde empfangen müssen, in welcher sie, trotz all dem natürlichen Freimuth derselben, eine Abenteuerin errathen, zwischen der und ihrem Gatten sie Beziehungen argwöhnen mußte, die heute auch den übrigen Anwesenden, dem scharfen Blick namentlich der Damen nicht entgangen sein konnten!

Und diese beiden fremden Männer, die ihr Stefan als österreichische Edelleute vorgestellt, von denen namentlich der eine einen verlegenden Mißton in die Gesellschaft gebracht, wer waren sie, weshalb hatte er sie so ausgezeichnet, der doch sonst so feinen Takt besaß. Unheimlich war ihr nicht nur die Freundlichkeit Stefans, sondern auch die Vertraulichkeit gewesen, die sie sich gegen sie, die Herrin des Hauses, gestattet.

Eilig durchran ein Schaudern ihre Glieder. Sie fuhr zusammen, als sich schonend ein Arm über sie legte, eine sanfte Stimme dicht an ihrem Ohr erklang, diejenige Leas, die sie in ihrem Schlafgemach gesucht hatte, um als die Letzte ihr Adieu zu sagen.

„Was ist Ihnen, um Gotteswillen!“ flüsterte diese. „Es war ja so schön, so heiter Alles, diesen Abend! Ich wollte nicht fort ohne . . .“

Emmy richtete das bleiche, müde Haupt auf und fuhr mit der Hand über die Stirn; als wisse sie nicht, wo sie sich befände, schaute sie um sich her. Sie fühlte sich beschämt, so überrascht zu werden.

„D, nichts,“ lächelte sie matt. „Es ist nur meine Nervenschwäche, die mich überfiel. Sie wissen, ich leide ja . . .“ Sie reichte ihr die Hand mit der summen Bitte, sie allein zu lassen. „Es ist vorüber, ich will die Ruhe suchen!“

Sie erhob sich. Lea sah, daß sie lästig sei. „Der Wagen erwartet mich! Es ist spät! Ich komme morgen, Sie zur Promenade abzuholen!“ sagte sie, ihr die Hand drückend, nicht ohne einen letzten, heimlich prüfenden Blick, und Emmy preßte ihr nachblickend die Hand auf die Brust, um hoch aufzuathmen.

„Es ist ja vorüber! Es war Uebermüdung, körperliche Schwäche,“ hauchte sie vor sich hin und mechanisch streckte sie die Hand zur Schelle aus, um die, dieses Zeichens draußen schon harrende Kammerfrau zu rufen . . .

Benedikt Gotthelf Grevel, der Vormund, wußte mehr als er Gregor nur eben angedeutet, um die Familie nicht in voller Un-

wissenheit zu erhalten. Er wußte es schon seit Beginn des letzten Jahres. Er, ein alter Junggeselle und Lebemann, hörte in seinen ausgetretenen Kreisen vieles und als Bankier mit sehr geachteter Firma hatte er Gelegenheit, so Manchem auf dem Grund zu kommen.

Berlin, die so rapide angeschwollene Millionenstadt, hatte damals kaum mehr als fünfmalhunderttausend Einwohner und war, was Geschäft und Gesellschaft, das ganze bürgerliche Leben andeuf, eine große Kleinstadt. Der Berliner, der noch heute derselbe ist, ironisirte sich selber gern als Großstädter. Alles ging seinen ruhigen Weg und die Banke galt als Sinnbild gemüthlichen Stillstandes.

Die Provinzialen bestürmten dazumal Berlin noch nicht, weil hier nichts zu holen war. Kaffeehäuser gab es nicht; die Konditoreien von Steheln und Spargnapani, in denen die Fliegenschwärme die Apfelförtchen auf dem Labentisch umschwärmten, genügten den Gelehrten, um dort die Spenerische Zeitung und die Tante Voss zu lesen. Die Kranzlersche Ode bildete den Sammel- und Beobachtungsplatz der wenigen Planeure und der Fremden, die an den Fenstern und auf der schmalen Rampe ihrer Chocolate tranken.

Das ganze öffentliche Leben war das einer Kleinstadt; Jeder hatte Zeit und Raum, auf den (zum Theil noch heute) schiefen Trottoirs der Friedrichstraße mit seinen Freunden zu plaudern, anstatt wie jetzt über den Haufen gerannt zu werden. Als Abgründe gähnten namentlich in der Leipzigerstraße die stinkenden Kinnsteine mit ihren Holzbrücken. Ein Droschkenweiser „erster Rüte“ kannte man noch nicht, die Putzher erhoben sogar Beschwerde, als ihnen geboten wurde, nicht mehr leer im Schritt zu fahren, und endlos war es, wenn Einem eine Droschke an der Ode über den Weg kroch.

Der Thiergarten war die sonntägliche Erholung für alle Welt. Der Staub bedeckte die Anlagen fingerdick, aber man amüßte sich im Fossjäger, in Charlottenburg, in Schöneberg, in Pantow und die „Kremier“ zogen in Karawanen vom Brandenburger Thore ab.

Selbstverständlich kannte man sich gegenseitig in den Stadtvierteln und namentlich diejenigen, die in diesem trägen Leben einen schnelleren Schritt führten, sich durch kleine Extraganzen oder Toiletten erkennbar machten. Man kannte oder tarirte die Verhältnisse derselben; die kleinsten Ständälchen, über die heute das Geräusch der Großstadt hinweg geht, machten damals großen Lärm.

Große Vermögen gab es damals nur wenige, wer ein solches von Hunderttausend Thalern besaß, der galt als ein reicher Mann, verbrachte er es, so wurde er von den Meisten verpöthet, von Wenigen bedauert. Das hinderte nicht das sporadische Auftreten junger Männer, die angestaunt, ganze Millionen verbrachten, aber diese letzteren gehörten dann gewöhnlich Anderen, die schließlich das Nachsehen hatten.

Begreiflich war es, daß man in diesem soliden engen Rahmen die Verhältnisse derer kannte oder bearwohnte, denen derselbe zu eng war. Gleich Schakalen folgten die dunklen Biedermänner der Spur dieser Löwen, oft geblendet durch ihre Pabstucht.

Herr Grevel als Bankier und Vertrauensmann in Gelbangelegenheiten so mancher begüterten Familien hatte schon öfter Gelegenheit gehabt, Söhne derselben, junge Verschwenker, in ihr Verderben rennen zu sehen, ohne sie hindern zu können, dafür hatte er aber desto bereitwilliger den Eltern seine Hilfe geliehen, wenn es galt, den Unglücklichen oder seiner Familie noch im letzten Moment aus den Klauen seiner Verfolger zu retten oder wo dies nicht mehr anging, den letzteren Genußgung zu verschaffen durch Heranaehung der Schuldigen. Auch er hatte deshalb seine Leute, kannte das schöne Spinnweb, in welchem der Leichtsinn gefangen wurde, und war durch seine Vermittelungen mit einem der oberen Beamten am Wolfenmarkt in nähere Beziehung gekommen.

Als Bankier auch der Baronin von Elwangen und Vormund von deren Kindern mit den Vermögensverhältnissen der Familie genau bekannt, mußte er, mit welchen Mitteln die Baronin zu einer so glänzenden Lebensweise ihres Schwiegersohnes beitragen konnte, weniger genau aber war er anfänglich über die eigenen Mittel des letzteren unterrichtet.

Erst als ihm der Aufwand des Herrn von Dorog ein zu übermäßiger erschien, brachte er in Erfahrung, daß sein Prokurist, den er damals vor der Vermählung nach Wien und Pest gesandt, schon „im goldenen Lamm“, dem damals bevorzugten Hotel der Leopoldstadt, so genügende Auskunft über Dorog's Verhältnisse eingezogen, daß er gar nicht nach Ungarn gereist

und lieber in Wien geblieben, wo er vielleicht gar mit Freunden desselben zusammengetroffen. Er empfand also, obwohl selbst schuldlos, eine gewisse Verantwortlichkeit, doch erst auf seiner letzten Reise während seiner Kur in Karlsbad, waren ihm zufällig Nachrichten geworden, die ihn zu ernsterem Nachforschen veranlaßten, von deren Benutzung der Familie gegenüber er noch Abstand nahm, bis ihm Weiteres in Berlin selbst in die Hände laufen sollte.

Und jetzt glaubte er wenigstens den Sohn benachrichtigen zu müssen, von dessen so lebenshattem Wesen er erwarten konnte, daß dieser hierfür zugänglicher sei als die von dem Schwiegersohn so eingenommene Mutter.

Herr von Dorog machte gerade jetzt besonders viel von sich reden, seit man ihn an der Seite des schönen fremden Weibes zu sehen gewohnt, es war für Grevel also der gewünschte Zeitpunkt, weiter zu forschen. Das beschloß er, als Gregor ernstlich sein Vertrauen und sein Hilfe suchte und gegen Abend des Tages nach der Soiree im pompejanischen Landhause zu ihm kam, um ihm zu gestehen, daß seine Mittheilung begründet, daß seine Mutter wirklich schwach genug gewesen, für eine so bedeutende Summe Bürgschaft zu leisten.

„Also eine Summe von sagen wir viermalhunderttausendtausend Thalern in noch nicht drei Jahren allein von der Bank“ überlegte der Vormund. Hunderttausend im Jahr dürfen ausgereicht haben für den Aufwand des Herrn von Dorog, selbst anständige Verluste im Spiel eingerechnet, in welchem er doch auch oft sehr glücklich gewesen sein soll, denn wie ich beobachtet, vermied Ihre Frau Schwester im letzten Jahre, überhaupt seit dem Verlust ihres Kindes jeden persönlichen Aufwand! . . . Wo sind die Einkünfte aus seinen Gütern hingefommen?“ setzte er mit zweifelnder Miene hinzu. Es geizte mir nicht, ihn über die Höhe seiner Einkünfte zu befragen, da mir ja Ihre Frau Mama in dieser Hinsicht schon vor der Vermählung die beruhigendsten Versicherungen gemacht . . .“

„Er beklagte sich über Missethats und Fristen, die er seinen Pächtern habe gewähren müssen!“

„Im, ganz gut, Herr Baron!“ Herr Grevel nahm die Bemerkung Gregors mit derselben Miene hin. „Würden Sie z. B. auf Grund der von Ihrer Mama geleisteten Bürgschaft, die ja auch Ihr Erbtheil beeinträchtigen könnte, mit ihm über diesen Punkt vielleicht Rücksprache nehmen können?“

Gregor schien betroffen durch diese Zumuthung. „Ich würde mich dadurch mit ihm auf einen gespannten Fuß setzen. Sie kennen ihn, er ist unnahbar in solchen Dingen.“

„Sehr schlimm das! . . . Ich fürchte nämlich, daß es ihm während der letzten Tage gelungen . . . Doch eine andere Frage. Ohne mein Zutun hörte ich an der Table d'hôte gestern von zwei österreichischen Herren sprechen, die von Herrn von Dorog zu einer Soiree geladen worden. Man erzählte im Hotel, sie verhandelten mit ihm um seine Güter, für die sie einen sehr annehmbaren Preis geboten hätten. Wissen Sie davon?“

„Er sprach mir nur ganz flüchtig darüber, aber nicht von seiner Absicht . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Raubvögel.

Von Bruno Sperani.

Autorisirte Uebersetzung von M. von Locella (Dresden).

(Schluß.)

„Nun, — kein Angebot?“

„Keines . . . kein gutes!“

„Thut nichts! Die da drüben haben ihr Köhlein an einen Dummkopf verkauft, der ihnen dreimal den Werth bezahlt hat. Jetzt kommt an Euch die Reihe. Gehen wir zuerst in den Stern und essen einen Bissen, da finden sich die Käufer von selbst. Wie? Ihr seid nicht hungrig? Und dabei seht Ihr blaß aus wie der Tod! Kommt nur, ein Glas Wein und etwas Warmes wird Euch gut thun. Die Familie? Natürlich, wir arbeiten alle für die Familie, aber wenn wir arbeiten sollen, müssen wir zuerst Kräfte haben. Kommt nur mit!“

Und zu seinem Lausburschen, einem hüftenschlaffen Menschen gewandt, fügte er hinzu; „Du faßt das Pferd am Zügel und folgst uns. Vor den Fenstern des ersten Saales führst Du es dann auf und ab.“

Salbwegs trafen sie den andern Makler, den Compagnon Balbassars und alle drei gingen zusammen weiter.

Es war Mittagzeit; alle Gasthöfe, Kaffees, Schankstuben des Marktes wimmelten von Landleuten. Im „Stern“ war es gedrängt voll. Inmitten des Pfeifenqualms und des Dunstes fetter Speisen, fühlte sich Giacomo, der seit Oftern kein Fleisch gekostet hatte und durch die sarge Nahrung der letzten Zeit sehr geschwächt war, plötzlich wie berauscht. Hätte ihn seine natürliche Schüchternheit nicht zurückgehalten, so wäre er sicher über die vollen dampfenden Schüsseln hergefallen, die ein Kellner eben an ihm vorbeibrug. Die Vorstellung seiner Hütte mit dem dürftigen Tisch und dem nie gesättigten Hunger seiner Kinder überfiel ihn mit einem Male. Er schauderte, Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn; nur rasche Flucht konnte ihn noch retten, er wollte fort, er fiel willenlos auf seinen Stuhl zurück.

Der Kellner setzte ein saftiges Fleischgericht mit Maccaroni vor ihn: eine übermensliche Versuchung, unwiderrstehlich für den an nie gestillten Hunger Leidenden. Der so oft getäuschte, um seine natürlichen Rechte betrogene Instinkt überwältigte den schwachen, kampfesüden Menschen; er verdunkelte seinen Verstand, erstickte die Empfindung, lähmte die Willenskraft, bis er Alleinherrscher blieb. Und er beugte sein Haupt und aß, gierig, schweigend, als wenn er allein gewesen wäre, statt unter der stets lauter werdenden Menge.

Als man ihn einige Stunden später hinausführte, hatte er kein Bewußtsein mehr von seinem Zustand. Der schreckliche Hunger hatte ihn zum Ofen gebracht und die beiden Makler hatten ihn mehr als nötig zu trinken eingekerkert.

Die kalte Luft und der Anblick des Pferdes brachten ihn etwas zu sich. Er sah sich angstvoll um, ein Gefühl unaussprechlicher Bitterkeit und Selbstverachtung überkam ihn. Zu dem Makler gewandt, fragte er ängstlich:

„Nun? Ist der Handel abgeschlossen?“

„Noch nicht, aber gleich. Seid nur ruhig.“

„Thut was Ihr könnt, ich bitt' Euch dringend! Es handelt sich um das Brod meiner Kinder!“

Eine plötzliche Rührung, an der der genossene Wein ebenso viel Antheil hatte, wie die geheime Selbstanklage, füllte seine Augen mit Thränen.

Sie standen inmitten des Platzes, der sich allmählich leerte, denn die Meisten hatten ihre Geschäfte besorgt und kehrten heim, umiomehr, da der Himmel sich bewölkte und Regen drohte. Der Burische führte noch immer das Pferd auf und ab.

Da erschien im raschen Laufe der andere Makler. „Sie sind im Caffee. . . es ist ein anderes Pferd da. Wenn sie das kaufen, sind wir verloren!“

„Verwünscht!“ rief Balbassar aus, der im Ernst erschrak. „Geh'n wir schnell hin, laß das Pferd rasch laufen.“

In einem kleinen Caffee saßen die beiden Händler ruhig vor ihrem Schoppen Wein und betrachteten ein Pferd, das ein anderer Bauer ihnen vorführte. Dieser war ein junger Mann und in weit besseren Verhältnissen als der arme Giacomo. Auch sein Pferd war jung, aber offenbar scheu.

„Wir sind sicher.“ flüsternte Balbassar Giacomo ins Ohr, „habt Ihr nicht gesehen, wie es scheute?“

Und auf die Käufer zugehend, wiederholte er laut: „Das Pferd ist scheu, seht Ihr denn nicht? Auf dem werdet Ihr Hals und Beine brechen. Nehmt lieber unseres!“

„Glender Gauner! Tölpel! Verfluchtes Lügenmaul!“ schrie der Eigenthümer des neuen Pferdes. „Ich werde Dich lehren, andern in die Suppe zu spucken!“

Wie wilde Thiere fuhren sie auf einander los. Schon hatten sie sich angepackt, als Jemand rief:

„Die Polizei!“

Erschöpft, eingeschüchtert, die letzte Hoffnung schwinden sehend, machte Giacomo seiner Wuth gegen Alle Luft. Jetzt würde er sein Pferd nehmen und nach Hause gehen. Er hatte genug von diesem Lumpenpack.

Was? Fortgehen wollte er? Und was wurde aus der Bezahlung des Frühstücks, des Weines, im Caffee, im Wirthshaus? Erst zahlen, dann konnte er gehn!

„Aber ich habe ja keinen Pfennig! Zu Hause sind drei Kinder, die mich erwarten und die Frau und die kranke Mutter, und haben nichts zu essen. Laßt mich gehn. Ich bezahle . . . das nächste Mal!“

Er mußte nicht mehr, was er sagte. Der Makler drohte ihm mit Ohrfeigen. Andere drohten dem Makler. Alles schrie durcheinander, und jetzt rannte Alles den beiden Pferden nach, die um die Wette liefen.

„Jesus Maria! Mein armer Brauner! Sie bringen ihn mir noch um!“ schrie Giacomo.

„Was umbringen! Euer Pferd hat gesiegt. Sie kaufen Trinkt nur, trinkt und freut Euch!“

Und sie reichten ihm ein großes Glas, das er austrinken mußte.

„Armer Brauner! Verkauf! — — — Und für wie viel?“

„Gleich werdet Ihr's hören! Der Contract wird jetzt abgeschlossen.“

„Was Ihr es nur so eilig habt!“

„Ich eilig? Und stehe hier seit heute Morgen 7 Uhr und jetzt ist bald Nacht!“

Balbassar lief hinter den Käusern her, die noch nicht einig waren und holte sie ein.

Giacomo rührte sich nicht; die Füße versagten ihm den Dienst. Gleich darauf kehrte der Makler zurück.

„Achtzig Lire, wollt Ihr? Sie wollen durchaus nicht mehr geben, keinen Soldo mehr!“

„In Gottes Namen denn — — — Nur macht ein Ende!“

„So kommt also mit!“

Ueber den Platz kehrten sie zurück zur Hauptstraße, wieder wurde im Gasthaus eingelehrt, wieder einige Liter Wein hinzugeführt. Diesmal handelte es sich darum, den Contract „anzufechten.“

Immerhin war die Sache noch nicht so einfach, und es gab noch ein hartnäckiges Gezänk, bis Alles erledigt war.

„Endlich!“ sagte frohlockend der Makler und ließ den verständnißlos daneben sitzenden Giacomo einige Geldscheine sehen.

„Mehr wie achtzig Lire sind es nicht, aber trotzdem ein schöner Preis für solch einen Gaul.“

Unwillkürlich streckte Giacomo die Hand aus.

„Ein Augenblick, mein Lieber. Erst müssen wir abrechnen . . .“

„Abrechnen?? . . . Ach ja, abrechnen!“

„Das will ich meinen. Habt ihr nicht gegessen und getrunken? . . . Es war doch kein Wasser, das Euch in den Kopf gestiegen ist, zum Donnerwetter!“

Schallendes Gelächter lohnte diesen plumpen Scherz, während sich die Händler ansahen, die Pferde fortzuführen. Der Braune wieherte.

Als er dieses Wiehern hörte, vergaß Giacomo das Geld, die Rechnung, Alles, er warf sich auf das Pferd, schlang die Arme um seinen Hals und unterdrückte mühsam sein Schluchzen. „Da seht nur! Jetzt möchte er sein Pferd wieder haben!“

lachte Einer.

„Ihr möchtet wohl das Geld und das Pferd dazu, was?“ höhnte ein Anderer. „Fort, fort, wir haben keine Zeit zu verlieren, macht das Ihr fort!“

Von Einem zum Anderen gestoßen, schwankend, bekümmert, im Herzen ein unsagbares Wehgefühl, ließ sich Giacomo auf einen Stuhl fallen und sah, wie der Makler Papier und Bleistift aus der Tasche zog und auf einem Tischchen Einiges tritzelte. — „Seht her, das ist die Rechnung von dem Total, wo wir gebrühtet haben: zwölf Lire, fünfzig. Dies die Rechnung aus dem „Stern“ für unser Mittagessen. Seht: Fleisch, Rubeln, Käse, Obst und Brod für drei Personen, mit sieben Liter Landwein, außerdem vier Flaschen alten Barbera, den wir mit den Händlern getrunken haben, macht siebenunddreißig Lire; im Caffee zehn Lire; dazu das Trinkgeld an den Mann, der das Pferd des andern Bauern zum Scheuen brachte, damit man Eures kaufe, hier, da habt Ihr's; sechs Lire im Ganzen. . . Bei Gott, ich vergaß meine Forderung, ich nehme mir zehn vom Hundert, acht Lire für mich und vier für meinen Compagnon, ein kleines Trinkgeld von zwei Lire dem Burischen, der Euer Pferd herumgeführt hat, was meint Ihr?“

Zum Teufel hört zu, sonst geht Ihr nachher hin und sagt, ich hätte Euch angeführt. Seht, hier stehen die Zahlen klar und deutlich. Wenn Ihr nicht selber lesen könnt, laßt sie Euch vom Pfarrer vorlesen. So — und nun wollen wir zusammenzählen.“

Er rechnete mit halber Stimme, Giacomo, der scheinbar theilnahmslos dabei stand, bebte am ganzen Leibe. Der Makler schien selbst überrascht von der Summe.

„Teufel!“ rief er plötzlich aufspringend, „wir haben schrecklich viel Geld ausgegeben.“

„Wie? — schrecklich viel?“ stammelte Giacomo. „Da seht,

selbst, ich hätte wirklich nicht geglaubt . . . Also: soviel, soviel und soviel macht neunundsiebzig Lire fünfzig Centesimi . . .

„Ein Pferd für fünfzig Centesimi!“ brüllte einer der Umstehenden, — allgemeines schallendes Gelächter folgte. Auch der Makler selbst, obwohl ihm nicht ganz geheuer war, brach in ein homerisches Gelächter aus. Giacomo aber erhob sich, langsam, ernst, fast würdevoll. „Ich habe genug von Eurem Geschwätz, gebt mir jetzt mein Geld wieder, ich will nach Hause gehen!“

„Euer Geld? Aber habt Ihr denn nicht gehört?“

„Nein! Was?“

„Alle Wetter! Da ist die Rechnung, die Zahlen sprechen deutlich: neunundsiebzig Lire fünfzig Centesimi sind ausgegeben worden! Euch bleiben fünfzig Centesimi, da habt Ihr sie!“

Dem Bauer stockte der Athem, dunkle Röthe stieg ihm ins Gesicht, dann wurde er aschfahl und seine Züge verzerrten sich. „Betrüger! Dieb!“ rief er mit wüthendster Stimme und stürzte sich dem Makler an die Kehle.

Aber der andere Makler, ein Koloss, der wahrhaftig keine andere Aufgabe hatte, als bei solchen Anlässen seinen Vorgesetzten zu vertheidigen, erfaßte den Wüthenden und warf ihn mit einem geschickten Stoß zu Boden. „Jetzt rath fort,“ zischelte Baldassar, „aber mit ruhigen Schritten, nicht eilig.“

Dann sagte er zu den Umstehenden gewandt, wie zu seiner Rechtfertigung:

„Sie waren alle Zeugen, meine Herren, ich habe rechtlich gehandelt, hier sind die Rechnungen. Wer lesen kann, kann sich überzeugen. Wir sind patentirte Makler und machen nur ehrliche Geschäfte.“

Er legte die fünfzig Centesimi wie einen Briefbeschwerer auf die quittirten Rechnungen der verschiedenen Gasthäuser und die seine daneben; dann warf er seinen Mantel über die Schultern und entfernte sich mit seinem Begleiter. Giacomo, der inzwischen aufgestanden war, lief in seiner Verzweiflung des Schmerzes und ohnmächtigen Zornes hinter ihnen her.

„Diebe! Gottverdammte Räuber!! Gebt mir mein Geld heraus!“

Aber in der Dunkelheit des weiten Platzes waren die beiden Schelme so rasch verschwunden, als ob der Erdboden sie verschlungen hätte.

Giacomo schwankte noch einige Schritte vorwärts, vom Fieberfauern geschüttelt, dann sank er schluchzend auf einer Steinbank nieder.

Es war völlig Nacht geworden.

Die Karabinieri, die ihn in diesem Zustand fanden, verjagten ihn ausfragen; aber er schien ihre Fragen nicht zu verstehen, und da er nicht mit genügender Klarheit antwortete, hielten sie ihn für einen betrunkenen Strolch und führten ihn in Arrest.

In der Thür ihrer Hütte stand Annemarie und sah jorgenvoll die Straße entlang. Sie hatte den Tag über nichts gesehen, nur um den Kindern etwas geben zu können. Nun schaute sie mit banger Ungebuld nach dem Gatten, dem Gelde aus. Aber vergebens suchten ihre Augen in der Dunkelheit, vergebens schickte sie ein heißes Gebet nach dem andern gen Himmel. Die Straße blieb still, dunkel, menschenleer. Und ließ zuweilen ein eiliger Schritt, eine ferne Stimme ihr Herz rascher schlagen. So zeigte es sich bald, daß der Schritt, die Stimme nicht Giacomo gehörten, und die stets getäuschte Hoffnung machte ihr die vergebliche Erwartung zu einer grausamen Dumm . . .

Allerlei.

Geographie schwach.

„. . . Dann waren wir in Hamburg und machten eine entzückende Bootfahrt auf der Elbe —“

„Auf der Elbe? Ja, ist denn die nicht kürzlich erst untergegangen?“

Schulden wie ein Major.

Lieutenant (nachdem er seine Schulden nachgezählt): Donnerwetter, bin ich noch Secunde oder schon Major?!

Berantw. Redakteur: Dr. Heinrich Ruhe. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Bedenklich.

„Ich habe mir eine Schreibmaschine angeschafft, aber ich werde sie morgen wieder zurückschicken.“

„Warum denn?“

„Sie schreibt nicht orthographisch richtig.“

Moderne Wohnung.

Herr (eine Wohnung besichtigend): Das ist ja ein sehr hübscher Schrank. Wohl für die Garderobe, was?

Wirthin (empört): Aber ich bitte Sie, mein Herr, das ist doch kein Schrank, das ist ja das Ankleidelabnet.

Immer dasselbe.

Die kleine Emmi: Was giebt es denn heute zum Mittag?

Mama: Falschen Hasen.

Emmi: Schon wieder! Haben denn die falschen Hasen gar keine Schonzeit?

Am Nordpol.

Nansen: Wie viel Grad hatten wir heute Mittag?

Steuermann: 39 Grad unter Null.

Nansen: Und jetzt haben wir?

Steuermann: 41 Grad!

Nansen: Dann hat es sich also etwas abgekühlt!

Fünffinger-Duell.

Jose (hineinstürzend): O, Madame, Ihr Mann hat sich mit seinem Ehej ge schlagen!

Frau (entsetzt): Ist er verwundet?

Jose: Ja!

Frau: Wo?

Jose: An der Bade.

Appell an die Phantasie.

Photograph: Ein freundlicheres Gesicht, Herr Meter — noch freundlicher . . . denken Sie einmal, Sie seien in Konkurs getathen. —

Verfehltes Kompliment.

„Herr Lieutenant, sind Sie ein Liebhaber von Ruinen?“

„Oh ja, gnädiges Fräulein, recht sehr — ohne Schmeicheln zu wollen!“

Päldium.

Bauer: Wenn Se nicht gleich machen, daß Se aus der Wiese rauskommen, hau' ich Se die Beene kaput!

Herr: Aber lieber Mann, ich konnte ja nicht wissen, daß man hier nicht gehen darf.

Bauer: Drum hab' ich Se's erst im Guten gesagt!

Vom Büchertisch

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Das Ballongespenst, eine nur den Luftschiffern bekannte Spiegelerscheinung im Wollengebiet, lernen wir in dem von einem sachkundigen Aeronauten verfaßten, sehr gemeinverständlich geschriebenen Artikel „Eine Reise in die Wolken“ kennen, der, mit bunten Illustrationen von der Künstlerhand Ewald Thiel's versehen, die allgemeine Aufmerksamkeit in dem soeben erschienenen Heft 21 der beliebten Familienzeitschrift „Für Alle Welt“ (Deutsches Verlagshaus, Bong u. Co., Berlin W., Preis des Vierteljahrsbestes 40 Hfg.) auf sich zieht. Nicht nur eine Ballonfahrt allein, sondern auch die komplizierte Herstellung des Ballons, die Füllung desselben, der Aufstieg, die Landung, Entleerung, Verpackung, Rücktransport sind auf das Eingehendste beschrieben und farbenprächtig dargestellt. Außerdem enthält dieses Heft eine hochinteressante Skizze von Conrad Alberti „Gefangene Kürten“, die Fortsetzungen der Romane „Glücks spiel am Hofe“ von Carl Ed. Klopfer und „In der kleinsten Hütte“ von F. v. Kapf-Oesther, einen illustrierten Artikel über Nordbergn, eine reizende Erzählung von Oskar von Krüden, eine kleine Plauderei „Die X-Strahlen im Reichstag“ mit einer Originalzeichnung von Fritz Gebhardt, einen eingehenden Bericht über den Brückeneinsturz in Freiburg i. Br. mit einem Bilde der eingestürzten Brücke und den Portraits der beiden Opfer jener Katastrophe und viele kleinere, zumeist illustrierte Nachrichten und Mittheilungen aus allen Interessengebieten. Aus dem reichen Illustrationsmaterial in diesem Heft, wollen wir nur noch hervorheben das Doppelbild „Die Einführung des Christenthums in Rhätien“, nach dem Gemälde von W. Niefstahl, ein reizendes Kinderbild: „Der deutsche Kronprinz und Prinzess Victoria Luise“, „Hoppe Reiter!“ nach dem Gemälde von Franz Dvorak, die Portraits des Generals Baldissera und Kaiser Menelik's letzterer zu Pferde im Kriegskostüm, dann die Holzschnittreproduktion des W. Bachsmuth'schen Gemäldes „Trata, trata!“ und eine Originalhumoreske in neun Bildern von W. Grögler, die ungemein drastisch ist. Schon beim Durablättern des Heftes drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß der zeitliche und der artistische Inhalt von „Für Alle Welt“ mit Verständnis und Sorgfalt ausgewählt wird, um jedem Geschmacks ohne Ausnahme gerecht zu werden.